
Gerald Diesener/Matthias Middell

Institutionalisierungsprozesse in den modernen historischen Wissenschaften

Weder Fritz Ringers *Mandarine* noch der *Homo academicus* von Pierre Bourdieu leben unbehaust als intellektuelle Einzelkämpfer, sondern bedürfen jener Institutionen, die sie selbst schaffen und benutzen. Damit aus der Idee das Paradigma (Th. Kuhn) oder gar die disziplinäre Matrix (J. Rüsen), mithin eine über individuelles Wirken und eine Generation hinausreichende Zusammenhänge¹, werden, bedurfte es von einem bestimmten historischen Moment an nicht nur intellektueller Verbindungen, die ideengeschichtlich angelegte Rezeptionsforschung immer wieder zu Traditionsfäden zu verknüpfen sucht, sondern auch der Institutionalisierung. Wolf Lepenies hat diese organisatorischen Stabilisierungsvorgänge im Kampf um Position und Reputation innerhalb eines sich über die Institutionen konstituierenden akademischen Feldes als das Gewebe der sozialen Identität von Wissenschaft bezeichnet² und auf die Verklammerungen zur kognitiven Identität ebenso wie zur historischen Identität hingewiesen.

Die Suche nach disziplinspezifischer historischer Identität schlägt sich in einer institutionellen Ausfächerung der Wissenschaftsgeschichte selbst und der Zunahme disziplingeschichtlicher Darstellungen nieder. Die Geschichtswissenschaft bildet keine Ausnahme von diesem Trend.

Während nun aber für die Geschichte der Ideen und Konzepte die Diskussion zur Periodisierung und zum internationalen Vergleich in den letzten Jahren weit vorangetrieben worden sind³, fehlen ähnliche systematische Überlegungen, ungeachtet der Anregungen, die von Bourdieus Theorien sozialer Organisation der Humanwissenschaften⁴ ausgegangen sind, für sich noch weitgehend. Institutionalisierung wird noch häufig als ephemere Zutat zur Entwicklung großer Gedankengebäude und historiographischer Serienproduktion beiseite gelassen, wenn es um die Beschreibung der Geschichtswissenschaft geht.⁵ Oder aber die Beschreibung von Institutionalisierungsprozessen verbleibt im nationalen Rahmen, so daß die Besonderheiten und Regularitäten nicht über den Einzelfall hinaus wahrgenommen werden können.

Zahlreiche Universitäten und Forschungsförderungs-Einrichtungen haben in den letzten Jahren – sei es im jubiläumsgeliteten Rückblick oder im Bemühen um eine Neujustierung ihrer Funktionalität – geschichtliche Überblicke vorgelegt. Auf dieser Grundlage konnte bislang die universitäre

Institutionalisierung für Deutschland in einem größeren Überblick dargestellt werden.⁶ Ein Zusammenhang zwischen der Institutionalisierung in Form von Instituten und Seminaren zu anderen *patterns* der Institutionalisierung wird dabei allerdings häufig nicht hergestellt.

Die folgenden Beiträge gehen auf eine Tagung zurück, die das Zentrum für Höhere Studien der Universität Leipzig und das Leipziger Institut für Kultur- und Universalgeschichte mit Unterstützung der Alexander-von-Humboldt-Stiftung im Oktober 1995 veranstalteten, nachdem der Vorschlag, eine entsprechende Sektion auf dem 40. Historikertag in Leipzig einzurichten, abgelehnt worden war. Dieses Kolloquium stand am Anfang einer Serie von Untersuchungen der Institutionalisierungsprozesse in den modernen historischen Wissenschaften, wobei deutsche Wissenschaftsgeschichte in einer komparatistischen Perspektive auf ihre Besonderheiten, aber auch dort, wo häufig noch ihre Vorreiterrolle oder ihre Exzeptionalität behauptet wird, auf ihre Einbettung in allgemeine Muster der Historiographiegeschichte hin analysiert werden soll.⁷ Die Diskussion ging dabei von folgenden Gesichtspunkten aus:

1. Akademische Institutionalisierung ist eine Teilfunktion der Verwissenschaftlichung und Professionalisierung, aber sie setzt sich auch mit Formen der Institutionalisierung auseinander, die von nichtakademischer Beschäftigung mit Geschichte (Geschichtsvereine u. ä.) ausgehen. Damit hängt die Geschwindigkeit von Institutionalisierungsprozessen in den modernen historischen Wissenschaften und das Überwiegen ihrer akademischen Formen maßgeblich von der diskursiven und organisatorischen Trennung zwischen Laien- und Expertenarena ab. Dies ungeachtet der Tatsache, daß in den frühen Phasen von Institutionalisierung (auf den Kongressen und in den periodischen Publikationen) gerade die Verbindung zwischen den auseinanderdriftenden Diskursen gesucht wurde, weil sich bei einigen akademischen Historikern das Gefühl einer Krise in jenem Moment verstärkte, da die Verbindung zu jenen bildungsbürgerlichen Schichten gekappt zu werden drohte, die den modernen Drang nach Historisierung anfangs getragen haben. Wie lange dieser Zusammenhalt aufrechterhalten werden konnte, hing in den einzelnen Ländern⁸ vor allem davon ab, welchen Grad der Akademisierung die Geschichtsvereine sich selbst erlaubten, welche Kommunikationsformen zwischen akademischen und Laienhistorikern in den neu entstehenden Institutionen gefunden wurden und inwieweit das Streben nach kultureller Fundierung der noch frischen und prekären nationalen Einigung Sinn für diese Zusammenarbeit stiftete.⁹

2. Es lassen sich so für Europa und Nordamerika verschiedene Schübe von Institutionalisierung unterscheiden, wobei in der Phase zwischen ca. 1860 und 1920¹⁰ zwei solche Schübe beinahe nahtlos ineinander fließen und die

Diskussion das gesamte Spektrum jener Fragen enthält, die auch spätere Institutionalisierungsprozesse bestimmt haben.¹¹

- a) 1860–1890: Es entstehen die ersten Seminare, und aus den Periodika, die noch von Laien und Experten gemeinsam getragen werden, profilieren sich erste akademische Zeitschriften mit jeweils nationalem Anspruch heraus. Tagungen finden vor allem als Zusammenschlüsse der lokalen und regionalen Geschichtsvereine statt.
- b) 1880–1914: Etablierung nationaler und auch internationaler Kongresse als neuer Kommunikationsform sowie Herausforderung der Geschichtswissenschaft durch die Konkurrenz von Nationalökonomie und Soziologie in ihrem vorsezialistischen faktisch universalhistorischen Anspruch.
- c) zwanziger/dreißiger bis sechziger Jahre: Erweiterung des Zeitschriftenpektrums um sozial- und teilweise kulturgeschichtliche Gegengründungen; Herausbildung von Forschungsinstituten neben den Universitätsseminaren; erste Ansätze einer zentralen Ressourcenverteilung für die Forschungsförderung und erste Formen einer Selbstorganisation der Forschungssteuerung auf nationaler Ebene. Damit im Zusammenhang tritt mit dem französischen C.N.R.S. und den Instituten der Akademien der Wissenschaften in zahlreichen ost- und mitteleuropäischen Ländern ein neuer Typus der Forschungsorganisation jenseits der alten Universitäten auf, der an die Stelle hierarchischer Ordinerienherrschaft die Kooperation innerhalb von Forschungsgruppen setzt, die sich in großangelegten und zumeist auch quantifizierende Verfahren benutzenden *enquêtes*¹² neue Gegenstände erschließen, die die Verschiebung des Methodenspektrums hin zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte erzwingen. Allerdings zeigte sich nach dem Abflauen der Euphorie in den sechziger Jahren, daß dort, wo eine starke Führungsfigur¹³ fehlte, dieses Muster schnell wieder in unkoordinierte Einzelforschung zerfallen konnte; daß seine Eignung für sozialgeschichtliche Reihenerhebungen noch nicht bedeutete, es eigne sich auch für textkritische und hermeneutische Verfahren in der neuen Kulturgeschichte, und daß auch die Universitäten mit der Einrichtung von Forschungszentren sich dieses Muster anverwandeln konnten¹⁴
- d) siebziger Jahre: Interdisziplinäre Erweiterung der Geschichtswissenschaft in Lehre und Forschung durch die konkurrierende Entwicklung der *area studies* in der Entwicklungsländer-Forschung; neuartige Beziehungen zwischen akademischen Historikern und der Publizistik bzw. dem Fernsehen in verschiedenen Ländern; Ausbau des CISH durch zahlreiche Kommissionen und ein damit verbundener Schub tatsächlich internationaler Forschung.

- e) neunziger Jahre: Konfrontation der institutionalisierten Geschichtswissenschaft mit der Logik nichthierarchischer Netzwerke in den neuen Medien und tendenzielle Aufhebung der ortsgebundenen Institutionalisierung.

Bei allen Unterschieden zwischen den einzelnen Etappen zeigt sich aber doch, daß die Zeit zwischen den 1890er Jahren und den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts einer Formation zuzugehören scheint, in der die gleiche Logik der Institutionalisierung die Herausbildung nationaler Repräsentanz immer weiter verstärkte. Obwohl dieses Muster, das nach dem Zweiten Weltkrieg noch einmal Auftrieb erhalten hatte, weil die Historiographien der „zweiten“ und der „dritten“ Welt diesen Weg im wesentlichen nachvollzogen, Ende der sechziger Jahre erkennbar an Grenzen gestoßen war, sorgte doch gerade die Institutionalisierung der nationalen Repräsentanz auf internationaler Ebene dafür, daß sie im wechselseitigen Mißtrauen der Blöcke eingefroren blieb. Der Wechsel zu einem neuen Muster der Institutionalisierung, in dem nicht mehr hierarchische nationale Repräsentanz international verknüpft wären, sondern eine neue, transnationale (d.h. ebenso durch ihre globalen wie durch ihre interkulturellen Fragestellungen die nationalen Paradigmen unterlaufende) Geschichtswissenschaft verkörpert ist, steht noch bevor. Die kritische Historisierung der bisher gültigen Muster kann dabei jedoch ein Beitrag sein, Selbstverständlichkeiten fragwürdig werden zu lassen.

3. Die nationalen Rhythmen der Institutionalisierung weichen, wie ein Blick über die in diesem Heft vorgestellten Fälle schnell erweist, z. T. erheblich voneinander ab. Keineswegs finden sich in jeder Historiographie alle Phasen gleichermaßen ausgeprägt. In einem typologischen Vergleich zeichnen sich vor allem die Unterschiede zwischen dem amerikanischen Modell mit seiner starken Autonomie der Universitäten als handlungsfähigen Institutionalisierungsakteuren, dem deutschen Modell mit seinem Kulturföderalismus, in dem den Kultusbehörden und Wissenschaftspolitikern der Länder im Zusammenspiel mit einzelnen Ordinarien die Initiative zufällt, und dem italienisch-französischen Modell mit seiner entscheidenden Rolle der zentralen *concours* für die Besetzung der Positionen und der weitgehenden Handlungsunfähigkeit der Universitäten für die Institutionalisierung ab.

4. Institutionalisierungsprozesse führen zweifellos in die Verfestigung von methodischen Positionen (aus *invisible colleges* werden institutionell sichtbare Schulen). Darüber darf aber nicht übersehen werden, daß Institutionalisierungsprozesse auch die Funktion haben, die Zuspitzung der Oppositionen zu mildern. Hieran knüpft sich die Frage, inwieweit sich in den Institutionen über einen notdürftigen Kompromiß an sich diametral gegenüber-

stehender Auffassungen über historiographische Konzepte, deren politische Relevanz und die Organisation von Forschung und akademischer Lehre hinaus „nationale Stile“ von Geschichtsschreibung manifestieren, die sich in einer bestimmten Form der Internationalisierung sogar noch verstärken, indem sie Rollenverhalten erzwingen, Fremdwahrnehmung lenken und auch in den Institutionen eines Landes zur Durchsetzung mehrheitsfähiger, d. h. kompromißhafter Positionen drängen.

Indem Institutionalisierung konsensbildend wirkt, dämpft sie die Konflikte zwischen den verschiedenen Schulen in einem Maße, das es überhaupt sinnvoll machen kann, von nordamerikanischer, japanischer, englischer, französischer oder deutscher Geschichtsschreibung zu sprechen.

* * *

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhielt der Institutionalisierungsprozeß der historischen Wissenschaften – nachdem vorher zwar Professuren an den Universitäten bestanden, Geschichtsschreibung jedoch eher durch gemeinsame Werte (und in gewissen Teilen durch die schon seit den zwanziger Jahren aus dem Boden schießenden Geschichts- und Altertumsvereine) als durch Institutionen definiert wurde – eine neue Dimension: Der Diskurs über Vergangenheit als eine spezifische gesellschaftliche Praxis erhielt nun seine Legitimität mehr und mehr durch die Position der Sprecher in einem ausdifferenzierten Gefüge von akademischen Positionen in Historischen Seminaren, Redaktionen von Fachzeitschriften, wissenschaftsfördernden Einrichtungen. Deren lokale Verankerung bedurfte eines Pendantes im Kommunikationsraum der historischen Kongresse. Damit veränderte sich die Lebenswelt der Historiker, die sich zunehmend in einem eigenen Diskurs einrichteten und Positionsgewinne vor allem relativ zu den Fachkollegen wahrnahmen. Die institutionellen Prägungen¹⁵ traten in den Vordergrund und konstituierten Wissenschaft als System, das beanspruchte, den nationalen Raum auszufüllen und zugleich in seiner Historizität zu repräsentieren.

Die Erfolgsgeschichte des deutschen Historikertags, der sich rasch und scheinbar konkurrenzlos zu einem Forum nationaler Kommunikation unter den professionellen Historikern entwickelte, beruhte nicht vorrangig auf der schnellen Herstellung eines innovativen Konsens, sondern eher auf einem Schweigekomproiß über die grundsätzlichen Streitfragen im Fach wie die nach den Verhältnissen von Politik und Wissenschaft, Gegenwartserfahrung und historischer Verortung sowie Staat, Gesellschaft und Historie. Vor dem Hintergrund eines politisch konservativ eingefärbten Kompromisses war auch die Einbeziehung des „Klingelbeutelgenies“ (Meinecke) eines Lamprecht möglich, der dem Institutionalisierungsprozeß

seine wichtigen Formen verlieh, ohne allerdings seine damit verbundenen konzeptionellen Ansprüche an eine neue Geschichtswissenschaft durchsetzen zu können.

Gangolf Hübinger kontrastiert die Erfahrung der Historikertage mit ihrem „eingespielten Fachdiskurs, routinierten Geschäftsberichten über empirische Großprojekte, gedämpften Methodendiskussionen, dafür reger Geselligkeit“ mit dem gereizten Klima der frühen deutschen Soziologentage von 1910 und 1912. Das neue Fach erschien den zeitgenössischen Betrachtern unter den Historikern entweder als eine Vereinigung von anderweitig fachlich Gebundenen und deshalb überflüssig, oder aber als von geistreichen, jedoch unseriösen Leuten dominiert. Eine andere Lektüre, die aber zum gleichen Ergebnis führt, bieten die Verhandlungsprotokolle der Historikertage, auf denen die Gothein, Toennies und Sombart wohl aufgetreten waren, am Ende jedoch mit herzlich geringem Gewinn. Die Kongresse erweisen sich so auch und vielleicht vor allem als Ort, an dem Grenzen gezogen wurden und damit auch einer neuen Wissenschaft „für sich“ der Raum entstand. Die Soziologie entfaltete sich auf den Trümmern des Streits um die neue Kulturgeschichte: Die Bemühungen Lamprechts und seiner Anhänger um Öffnung der Historikertage zur Nationalökonomie und einer Soziologie *avant la lettre* sowie zum Ausland hin haben diese Scheidung vielleicht um einige Jahre verzögern aber nicht verhindern können.¹⁶ Brücken zwischen modernisierter Geschichtswissenschaft und Soziologie werden immer wieder geschlagen, aber der dominierende Prozeß ist doch die institutionelle Abgrenzung verschiedener fachlicher Identitäten. Unter den obwaltenden Kräfteverhältnissen in der deutschen Historiographie und angesichts der selbstgestellten Aufgabe, historische Bilder für eine nationale Weltanschauung zu mobilisieren, war institutionelle Fortentwicklung der Geschichtswissenschaft nur um den Preis einer Abkoppelung von jenen kulturkritischen Fragestellungen zu haben, die die Soziologie hervortrieben. Es gehört heute zum selbstkritischen Repertoire der Historiker, diesen Abbruch auf der konzeptionellen Ebene zu bedauern. Übersehen wird dabei aber zumeist, wie stark diese Gründungskonstellation in den Institutionen und den von ihnen stabilisierten Identitäten fortgeschrieben wurde. Das Bild des Dilettantismus, der in der Kulturgeschichte wie in der Soziologie für Georg von Below immer wieder sein Haupt erhob, war als Gegenüber notwendig für jene Selbstwahrnehmung der Historiographie als „strenge Fachdisziplin“, die einen rasanten Institutionalisierungs- und Professionalisierungsprozeß abschloß. Die internationale Ausstrahlung des deutschen Modells verstärkte den Eindruck, es habe sich bei dieser Ausgrenzung nicht um eine Verlust-, sondern um eine Erfolgsgeschichte gehandelt. Für beinahe ein halbes Jahrhundert beherrschte eine Generation,

die zwischen 1906 und 1908 von den Gründervätern des Historikertages das Zepter übernommen hatte, die Muster der Verfachlichung – ihre Spuren hatte sie sich im Methodenstreit erworben.¹⁷

Als entgegenstehende Muster boten sich nach italienischem und französischem Vorbild aus der Regionalgeschichte und den lokalen Geschichtsvereinen emporwachsende nationale Versammlungen der Laien- und professionellen Historiker einerseits und interdisziplinäre informelle Gesprächskreise wie das Leipziger „Positivistenkränzchen“¹⁸ andererseits an. Beide Traditionen bestanden durchaus fort¹⁹, wenn auch in ihrer Attraktivität durch die nun überall national wie international einsetzende „disziplinierte“ Kongresskultur beeinträchtigt. Sie waren allerdings mit dem Vorwurf des Dilettantismus schärfer noch als in anderen Ländern aus dem Ballsaal der Gelehrsamkeit verwiesen.

Cathrin Friedrich verfolgt die Wiederaufnahme der Historikertage nach dem Ersten Weltkrieg und zeigt, wie sich das Modernisierungsdefizit, das die Institutionalisierung in der vorherigen Gründungsphase akademischer Geschichtswissenschaft festgefroren hatte, partiell durch das Hervortreten der Landesgeschichte abbauen ließ, die mit ihren kulturmorphologischen Fragestellungen die Verbindung zur Geographie, Volkskunde, Anthropologie und Sprachgeschichte gleichermaßen unterhielt. Rudolf Kötzschkes Vortrag über das Verhältnis von Landes- und Nationalgeschichte von 1924 versuchte die Möglichkeiten einer Übertragung dieses transdisziplinären Ansatzes auf die Geschichtsschreibung insgesamt auszuloten. Die Aufwertung der Landesgeschichte nach 1918 schrieb Lamprechts Innovation²⁰ von 1894, der Verankerung einer Sitzung der landesgeschichtlichen Publikationsinstitute auf dem Historikertag, fort und durchbrach die Isolation der regional verankerten Forschungsansätze. Ulrich Raulff hat allerdings kürzlich darauf hingewiesen, wie sich die deutsche Landesgeschichte als Volksgeschichte von den methodischen Innovationen der frühen Annales-Schule unterschied.²¹ Er erweitert damit vergleichend die Argumente von Luise Schorn-Schütte zum interdisziplinären Ansatz der Landesgeschichte und von Willi Oberkrome zu mythisierenden Tendenzen der Volksgeschichte.²² Diese problematischen Neuerungen standen indes – daran sei hier noch einmal erinnert – im Kontext eines selbstbewußten Faches, dessen führende Vertreter vor 1914 sozialisiert waren und vom Primat der Außenpolitik zu der sie bewegenden Hauptfrage fanden: wie die Niederlage von 1918 wenigstens auf den Seiten historischer Darstellungen und in den Sälen des Historikertages korrigiert werden könnte. Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte gehörten damit nicht zum Programm der Historikertage in den zwanziger Jahren, die als wichtige Definitionsinstanz

für fachliche Prioritäten auch die Berufungs- und Karrierestrategien festlegten.²³

Die Abtrennung der Tagung der Geschichtslehrer – in Halle 1930 noch zeitgleich sich versammelnd, in Göttingen 1932 gar nicht mehr vertreten – und das Fiasko des ausgefallenen Historikertages im Rheinland 1931, der an den wirtschaftlichen Umständen²⁴ und dem nicht einzulösenden Anspruch einer politischen Demonstration in den „Grenzlanden“ scheiterte²⁵, signalisierten die Entfernung von den ursprünglichen Anliegen des Historikertages. Unter den Bedingungen nationalsozialistischer Wissenschaftspolitik schließlich verlor der Historikertag vollends seine Bedeutung als fachinterne nationale Repräsentanz. Auf höchst widersprüchliche Weise wurde 1948 der Neuaufbau der Institution gleichermaßen unter Betonung von Kontinuität und Bruch betrieben. Als entscheidendes Argument traten nun die Sachzwänge internationaler Vertretung einer zu rekonstruierenden deutschen Geschichtswissenschaft in den Vordergrund.

Dieser Versuch der Kontinuitätssicherung hat mit der auch von *Michael Geyer* anhand der nordamerikanischen Historikerkongresse der *American Historical Association* festgestellten Einheit eines Verfächlichungstyps zwischen den neunziger Jahren des 19. und den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts zu tun. Die Suche nach institutionalisierter Scheidung der Experten- von der Laienszene und die Etablierung einer nationalen Repräsentanz, die den Deutungsanspruch der Historiker für die Geschichte der am Anfang dieses Zeitraumes noch ganz unter dem Vereinigungsstrauma stehenden Nationen bekräftigte, steuerten Form und Inhalte der Historikerkongresse. Das italienische Beispiel einer gerade am Ende des 19. Jahrhunderts abgebrochenen Tradition von Historikertagungen, das *Edoardo Tortarolo* vorführt, belegt einerseits den gleichen Drang der Historiker nach einer solchen nationalen Repräsentanz, andererseits aber das Scheitern an den regionalen Unterschieden unter den Bedingungen einer noch nicht entfalteten akademischen Professionalisierung des Faches. Dort, wo die verschiedenen Ebenen der Institutionalisierungsprozesse (Kongresse, Seminare, Zeitschriften, Forschungsinstitute) so eklatant auseinanderfielen wie in Italien, war an eine Stabilisierung kaum zu denken.

Die Bemühungen um Einrichtung nationaler Kongresse stießen auf die konkurrierenden Interessen der regionalen und lokalen Geschichtsvereine, die teilweise mit ihren Zusammenschlüssen (*Congrès des sociétés savantes* in Frankreich; *Organization of American Historians* in den USA) selbst eine andere Logik für ein nationales Institutionalisierungsmodell ins Spiel brachten. Da die Historikertage ihrerseits ebenfalls auf dem regionalen Paradigma aufbauen mußten, wenn sie sich nicht von einem großen Potential der Geschichtsschreibung abkoppeln wollten, blieb ihnen nur das Ge-

genbild des Dilettantismus, dem sich die konkurrierenden Einrichtungen jedoch ihrerseits durch eigene Professionalisierung oder durch die Betonung größerer Nähe zur Gesellschaft und damit zum Publikum entziehen konnten. Da sich in dieser Konstellation nirgendwo eine alles kontrollierende nationale Instanz historiographischer Kommunikation und Normsetzung durchsetzte, blieb die akademische Institutionalisierung immer nur eine Möglichkeit, mit unterschiedlich großen Spielräumen.

Die Suche nach der nationalen Repräsentanz fand sehr schnell ihr Pendant und ihre Ergänzung im Streben nach Institutionalisierung der internationalen Kooperation.²⁶ Aber auch der umgekehrte Weg war möglich: Die hartnäckige Aufforderung des Norwegers Halvdan Koht an die sowjetische Geschichtsschreibung, sich an den internationalen Kongressen zu beteiligen, induzierte, wie *Lutz-Dieter Behrend* zeigen kann, zwischen den Vorbereitungen für Oslo 1928 und Warschau 1933 über die Debatten zur Zusammensetzung der Delegation und ihres programmatischen Auftretens funktionsäquivalente Auseinandersetzungen über „nationale“ Repräsentanz in der UdSSR, wie sie in anderen Ländern über die nationalen Historikertage abliefen. Selbstkonstituierungsprozesse in einer noch sehr jungen wissenschaftlichen Landschaft standen neben massiven Einwirkungen der Wissenschaftspolitik.

Die Praxis der internationalen Kongresse führte in jene „nationale Geschlossenheit“ der Delegationen, die Beobachter wie der Deutsche Hermann Reincke-Bloch in den späten zwanziger Jahren als Novum gegenüber der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg empfanden, die aber doch gerade Ziel und Effekt der nationalen Historikertage und des von den Verbandsoberen betriebenen diplomatischen Spiels im Vorfeld der internationalen Kongresse waren. Zum fachspezifischen Habitus trat nun – geschärft an der Wahrnehmung der Unterschiede wissenschaftlicher Traditionen – die Idee der Zugehörigkeit zu einer nationalen Geschichtswissenschaft.

Eckhardt Fuchs demonstriert, inwieweit mit diesem Paradigma internationaler Kooperation nationaler Historiographien seit den zwanziger Jahren die ältere Erfahrung der individuellen Zusammenarbeit in einer internationalen Gelehrtenrepublik außer Kraft gesetzt wurde. Professionalisierung, akademische Institutionalisierung und „Nationalisierung“ der Geschichtswissenschaft fallen so nicht nur zeitlich zusammen, sondern gehören zu ein und demselben Stadium der Wissenschaftsentwicklung, das an die Stelle eines früheren tritt, in dem Laien- und Expertenkultur durchlässig sind, das Ideal der „Einheit der Wissenschaften“ noch nicht aufgegeben ist und individuelle Gelehrsamkeit in die internationalen *république des lettres* führt. Der Umbruch zwischen beiden Stadien läßt sich auf die Zeit zwischen den

späten neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts und dem Ersten Weltkrieg datieren.

In diesem neuen Stadium ging es zunächst um die Etablierung internationaler Kommunikationsformen und (in den zwanziger Jahren) um die Integration der beiden Außenseiter Deutschland und Sowjetunion. Mit dem Auftreten der sowjetischen Historiker überlagerte sich scheinbar die Austarierung nationaler Repräsentanzen durch den Konflikt zwischen bürgerlicher Geschichtswissenschaft und historischem Materialismus. Die (im Falle der Sowjetunion schon Mitte der dreißiger Jahre gewaltsam erreichte) Identifikation von marxistisch-leninistischem Charakter der methodischen Grundlage mit der nationalen Ausprägung des Geschichtsbildes und der akademischen Institutionalisierung bot jedoch rasch die Möglichkeit, den Systemkonflikt in das allgemeine Muster fachlicher Entwicklung einzubauen. Der Zweite Weltkrieg bildete eine Unterbrechung auf der organisatorischen Ebene, gleichwohl blieb das am Anfang des Jahrhunderts gewonnene Paradigma bestimmend. Die Historiographien der Volksdemokratien fügten sich dem ebenso ein wie die nach 1960 entstehenden nationalen Geschichtsschreibungen in den von kolonialer Fremdbestimmung befreiten Ländern Afrikas und Asiens. Die „Ökumene der Historiker“ setzte die Existenz nationaler Repräsentanzen der jeweiligen Historikerschaft voraus und beförderte deren Konsolidierung durch internationale Anerkennung.

Als kritischer Fall für das Paradigma internationaler Kooperation über national verfaßte Repräsentanzen mußte sich die deutsche Teilung erweisen. *Martin Sabrow* untersucht den Weg vom Festhalten an *einer* nationalen Geschichtsschreibung auf den ersten Nachkriegshistorikertagen bis zur Teilung der Geschichtswissenschaften zwischen dem Eklat von Trier, der Gründung der DDR-Historikergesellschaft 1958 als Grundlage für die Durchführung eigener Kongresse und der DDR-Präsenz auf dem Internationalen Kongreß in Stockholm 1960. Die Anerkennung dieser Teilung mochte bei den einzelnen Historikern unterschiedlich lange dauern, spätestens mit der selbstverständlichen Teilnahme einer eigenständigen DDR-Delegation auf den internationalen Historikerkongressen fand die Einrichtung einer quasi nationalen Repräsentanz ihren Abschluß, die auf der Ebene der Institutionen die Etablierung eines separaten Binnendiskurses verdeutlichte. Die Ironie dieses „Sieges“ einer auf Souveränität und Anerkennung erpichten Historikerschaft lag aber darin, daß sie ihn genau in dem Moment erreichte, als das zugrundeliegende Paradigma deutliche Züge der Erschöpfung aufwies.

Der ausschließende Charakter dieses Typs von Institutionalisierung wurde spätestens seit den sechziger Jahren in den Protesten von Historike-

rinnen und Historikern, die sich der Frauengeschichte und der Geschichte der Minderheiten zuwandten, sichtbar. Zugleich wurden diese der Tatsache gewahr, daß ihre eigene Verfachlichung die entscheidende Hürde zu einem Publikum bildete, für das sich erst langsam über Forschungen zur Geschichtskultur wieder ein Interesse zu bilden begann. Die objektivistischen Annahmen, auf die sich der Anspruch nationaler Repräsentanz gründete, erwiesen sich durchaus als fragwürdig.²⁷ Die internationale Historikergemeinschaft trieb die Institutionalisierung der „nationalisierten“ Verfachlichung in der Einrichtung unzähliger Kommissionen und Unterkommissionen auf die Spitze – aus dem Systemkonflikt ließ sich schon bald kein wirklicher Erkenntnisgewinn mehr beziehen. So erlebte der Historikerkongreß 1990 in Madrid seine eigene Ratlosigkeit ob des Aufbruchs aus einem Gefängnis, dessen Gitterstäbe die UNO-gleiche paritätische Besetzung der Leitungsgremien bildeten, beinahe als Befreiung. Für eine sofortige Diskussion der Konsequenzen schien es jedoch noch zu früh. Der Kongreß von Montréal folgte dem eingespielten Muster, das Jahrtausendereignis eines Internationalen Historikerkongresses in Oslo 2000 dürfte dagegen der Platz sein, sich Rechenschaft darüber abzulegen, für wen dieses alte Paradigma von Nutzen sein kann und welchen neuen Entwicklungen es eher im Wege steht.

Die Institutionalisierung der wissenschaftsgeschichtlichen Forschungen – deren Zusammenhang zur Geschichtswissenschaft durch eine einengende Professionalisierung der Historiographie seit dem Ende des 19. Jahrhunderts prekär geworden ist und gerade erst wieder mühsam geknüpft wird – verlief wenigstens teilweise nach anderen Mustern, wie *Martin Guntau* und *Eberhard Wächtler* in ihren Aufsätzen zeigen. Die späte Verselbständigung und das ungeklärte Verhältnis zu den historischen, technik- bzw. naturwissenschaftlichen Mutterdisziplinen folgte wohl bei der Internationalisierung dem Schema des CISH, gründete aber bei weitem nicht auf so feste nationale Repräsentanzen. Diese „Randstellung“ der Wissenschaftsgeschichte begünstigt offenbar Elemente jener auf individueller Entscheidungsfreiheit beruhenden „Gelehrtenrepublik“, die noch immer als Ideal über den Bemühungen der Wissenschaftler schwebt.

Der Rückblick auf ein „kurzes 20. Jahrhundert“ der Institutionalisierung historischer Wissenschaften schärft das Auge für die aktuellen Umbrüche, die sich im Ausprobieren neuer Kommunikationsformen auf der Grundlage elektronischer Medien wie in der Vermehrung internationaler Zusammenkünfte, die auf individueller Mitwirkung beruhen, anzeigen.

Anmerkungen

- 1 R. Stichweh, Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740–1890, Frankfurt a. M. 1984, S. 63.
- 2 W. Lepenies, Einleitung, in: ders. (Hrsg.), Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Frankfurt a. M. 1981, Bd. 1, S. 1.
- 3 Vgl. den Überblick bei G. G. Iggers, Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert, Göttingen 1993 sowie die ersten Bände der Reihe Geschichtsdiskurs, hrsg. von W. Küttler, J. Rüsen und E. Schulin, Frankfurt a. M. 1993ff.
- 4 P. Bourdieu, Homo academicus, Frankfurt a. M. 1992.
- 5 Vgl. dagegen für die westdeutsche Nachkriegsgeschichtsschreibung die Studie von W. Schulze, Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945, München 1989, die den Institutionen ausführliche Beachtung schenkt.
- 6 H.-J. Pandel, Von der Teegesellschaft zum Forschungsinstitut. Die historischen Seminare vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Kaiserreichs, in: H. W. Blanke (Hrsg.), Transformationen des Historismus. Wissenschaftsorganisation und Bildungsorganisation vor dem Ersten Weltkrieg. Interpretationen und Dokumente, Waltrop 1994, S. 1-31. – Der Band geht mit Ausnahme dieses jüngeren Textes auf eine Tagung 1983 zurück und behandelt vor allem die Diskussion um Institutionalisierung in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg.
- 7 Eine Folgetagung ist für November 1997 geplant und wird sich der Rolle von Fachzeitschriften als Instanzen der Institutionalisierung zuwenden.
- 8 Vgl. für den in diesem Heft nicht vertretenen Fall Frankreichs die umfassenden Studie über die Geschichts- und Altertumsvereine sowie die Lokalvereine mit historischem Zuschnitt von J.-P. Chaline, Sociabilité et érudition: les sociétés savantes en France XIXe-XXe siècles, Paris 1995 sowie für die Organisation des akademischen Lebens: R. Fox/G. Weisz, The Organization of Science and Technology in France 1808–1914, Cambridge/London/New York 1980.
- 9 Vgl. H. Boockmann (Hrsg.), Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert: Beiträge zur Geschichte historischer Forschung in Deutschland, Göttingen 1972.
- 10 Vgl. den Überblick bei A. Oleson/J. Voss (Hrsg.), The Organization of Knowledge in Modern America 1860–1920, Baltimore 1979.
- 11 Die Institutionalisierungsprozesse in den Geschichtswissenschaften Lateinamerikas, Asiens und Afrikas verdienten eine eigene Untersuchung. Die dabei nicht auszublenkenden Wechselwirkungen zwischen den Verhältnissen in den Metropolen der ehemaligen Kolonialreiche und der Konstituierung einer unabhängigen Historiographie nach Erreichen der staatlichen Souveränität sollen Gegenstand einer Tagung im Herbst 1997 in Washington sein (vgl. die Ankündigung in Karl-Lamprecht-Rundbrief 1/1997, Leipzig 1997).
- 12 F. Braudel, Die Rückkehr zu den Enquêtes, in: M. Middell/S. Sannler (Hrsg.), Alles Gewordenen hat Geschichte. Die Schule der Annales in ihren Texten, Leipzig 1994, S. 92-96.
- 13 Wie sie idealtypisch vielleicht im Rahmen der Pariser *Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales* Fernand Braudel mit dem Organisationstalent Clemens Heller an der Seite darstellte.

- 14 Man erkennt unschwer in den Auseinandersetzungen um die Auflösung der Akademie-Institute der ehemaligen DDR eine Fernwirkung dieser Konkurrenz zweier Paradigmen, wenn man das starke Engagement etwa der Hochschulrektorenkonferenz gegen eine außeruniversitäre Ansiedlung geisteswissenschaftlicher Forschung betrachtet.
- 15 L. Raphael unterscheidet hierbei die Prägung durch Ausbildungsinhalte, durch die Kriterien für die Wahl neuer Mitglieder in die akademische Gemeinschaft und ihre künftige Karriere, durch die Formen der Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Gruppen/Schulen innerhalb des akademischen Feldes, durch die Kodifizierung des Wissens und der Kommunikation über dieses Wissen; vgl. L. Raphael, *Organisational Frameworks of University Life and Their Impact on Historiographical Practice*, in: KVHAA Konferenser, Bd. 37, Stockholm 1996, S. 151-167.
- 16 Das hier wegen der Absage einer Referentin nicht vertretene französische Beispiel belegt durchaus diese Tendenz. Auch dort, wo später die Modernisierung der *Annales*-Schule der Historiographie eine weit aktivere Rolle beim Rückgewinn der Meinungsführerschaft und der Innovation verschaffte, etablierte sich die Soziologie als kulturgeschichtlich inspirierte Gegenwartsdeutung nach der Absage der Sorbonne-Historikerschaft an diese Aufgabe. Vgl. ebenda sowie Y. Nadan, *Le maître, les doctrines, les membres et le „magnum opus“*. Une étude critique et analytique de l'école durkheimienne, Paris o. J.
- 17 Eine ausführliche Darstellung des Lamprechtstreits bietet R. Chickering, *Karl Lamprecht. A German Academic Life (1856-1915)*, Atlantic Highlands, N.J. 1993; über die transdisziplinären Folgen vgl. L. Raphael, *Historikerkontroversen im Spannungsfeld zwischen Berufshabitus, Fächerkonkurrenz und sozialen Deutungsmustern. Lamprechtstreit und französischer Methodenstreit in vergleichender Perspektive*, in: HZ Bd. 251, 1990, S. 325-363; G. G. Iggers, *The „Methodenstreit“ in International Perspective. The Reorientation of Historical Studies at the Turn from the Nineteenth to the Twentieth Century*, in: *Storia della Storiografia*, 1984, H. 6, S. 21-32; E. Fuchs, *Englischer Methodenstreit und Lamprechtkontroverse in vergleichender Perspektive*, in: G. Diesener (Hrsg.), *Karl Lamprecht weiterdenken. Universal- und Kulturgeschichte heute*, Leipzig 1993, S. 242-257.
- 18 Vgl. R. Chickering, *Der „Leipziger Positivimus“*, in: *Comparativ*, H. 3, 1996, S. 20-31.
- 19 Vgl. W. Oberkrome, *Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung der deutschen Geschichtswissenschaft 1918-1945*, Göttingen 1993. Das hervorstechendste Beispiel der Institutionalisierung transdisziplinärer Forschungsvorhaben und Kommunikationskultur ist sicher das Frankfurter Institut für Sozialforschung, vgl. R. Wiggershausen, *Die Frankfurter Schule. Geschichte – Theoretische Entwicklung – Politische Bedeutung*, Frankfurt a. M. 1988.
- 20 Siehe dazu auch R. Chickering, *Karl Lamprecht (1856-1915) und die methodische Grundlegung der Landesgeschichte*, in: *Geographie, Politik und ihre Didaktik*, Sonderheft 8, Paderborn 1992, S. 16-23.
- 21 U. Raulff, *Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch*, Frankfurt a. M. 1995, S. 456f.
- 22 L. Schorn-Schütte, *Territorialgeschichte – Provinzialgeschichte – Landesgeschichte. Ein Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte der Landesgeschichtsschreibung*, in: H.

- Jäger (Hrsg.), *Civitatium communitas. Studien zum europäischem Städtewesen*, Köln/Wien 1984; W. Oberkrome, *Volksgeschichte* (Anm. 19).
- 23 Vgl. H. Schleier, *Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung der Weimarer Republik*, Berlin 1975, vgl. für die Frage der Kontinuität konkurrierender Ansätze außerhalb des Historikertages: R. vom Bruch, *Weiterführung der Schmollerschen und Lamprechtschen Traditionen in der Weimarer Republik?*, in: G. Diesener (Hrsg.), *Karl Lamprecht weiterdenken* (Anm. 17), S. 225-241.
- 24 P. Schumann, *Die deutschen Historikertage von 1893 bis 1937. Die Geschichte einer fachhistorischen Institution im Spiegel der Presse*, Marburg 1974, S. 396.
- 25 H. Schleier, *Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung* (Anm. 23), S. 114f.
- 26 Eine ausführliche Darstellung der internationalen Historikerkongresse und des *Comité International des Sciences Historiques* aus der Sicht eines über lange Jahre Beteiligten bietet K. D. Erdmann, *Die Ökumene der Historiker. Geschichte der Internationalen Historikerkongresse und des Comité International des Sciences Historiques*, Göttingen 1987; auch hier sollte man sich jedoch hüten, vorschnell die am meisten ins Auge fallende Form der Internationalisierung zur einzig möglichen zu erklären. Für einen sehr frühen Versuch, die gerade erst in Gang gekommene internationale Kommunikation im Rahmen eines vergleichenden Forschungsinstituts zu institutionalisieren vgl. K. Middell, *Das Institut für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig und seine Beziehungen zu Frankreich bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, in: M. Espagne/M. Middell (Hrsg.), *Von der Elbe bis an die Seine. Kulturtransfer zwischen Sachsen und Frankreich im 18. und 19. Jahrhundert*, Leipzig 1993, S. 354-379. Man vergesse auch nicht, daß die ursprünglichen Bestrebungen von Lucien Febvre und Marc Bloch auf eine internationale historisch-sozialwissenschaftliche Zeitschrift gerichtet waren: P. Schöttler, *Eine spezifische Neugierde. Die frühen „Annales“ als interdisziplinäres Projekt*, in: *Comparativ*, H. 4, 1992, S. 112-126; L. Raphael, *Die Erben von Bloch und Febvre. Annales-Geschichtsschreibung und nouvelle histoire in Frankreich, 1945-1980*, Stuttgart 1994, S. 69ff. Zum Ansatz, die historische Komparatistik für eine völkerverständigende Kulturarbeit einzusetzen, vgl. U. Raulff, *Ein Historiker im 20. Jahrhundert: Marc Bloch* (Anm. 21), S. 254ff.
- 27 Zusammengefaßt bei P. Novick, *That Noble Dream. The 'Objectivity Question' and the American Historical Profession*, Cambridge/New York/Melbourne 1988.